



**BAND 1:  
DIE SCHWARZE MACHT**

HEINRICH VON STAHL

## KAPITEL 1: OPERATION SIEGFRIED

*Käse machen können sie wirklich ausgezeichnet, die Holländer,* dachte Rittmeister Wilhelm von Timmer, als er genüsslich in sein halbes belegtes Brötchen biss. Zusammen mit seiner Frau Karin und seinen beiden Kindern Anton und Anna saß er am Esszimmertisch. Der Rittmeister dachte über die optimale Kombination zum Frühstück nach: deutsche Brötchen und holländischer Käse. Von jedem das Beste, das verstand von Timmer unter »multikulturell«.

In Uithoorn, wo er mit seiner Familie ein kleines, schmuckes Reihenhäuschen bewohnte, lieferte früh morgens ein deutscher Bäcker die Brötchen frei Haus – ein Service, der sich nicht nur unter den deutschen Angehörigen der Nordischen Luftwaffe großer Beliebtheit erfreute. Auch die einheimischen Holländer waren mehr und mehr zu Freunden dieses deutschen Kulturgutes geworden: des Brötchens.

»Weißt du schon, wann du wieder zurückkommst?«, fragte Karin und lächelte ihren Mann an, wobei ihre blauen Augen glänzten und sich auf ihren Wangen die kleinen Grübchen bildeten, die Wilhelm so an ihr liebte.

»Ich hoffe doch heute Abend, wenn nichts Unvorhergesehenes passiert«, entgegnete der Rittmeister und gab das Lächeln seiner

Frau zurück. Er beeilte sich, in sein Brötchen zu beißen, bevor sie ihre Frage konkretisieren konnte. Er kannte seine Frau und wusste daher genau, dass sie es ganz sicher nicht bei seiner Antwort belassen würde. Und da kam es auch schon, ihr Nachhaken, das er erheblich leichter vorhersagen konnte, als die von Karin erfragten Pläne der Luftwaffenführung: »Aber meinst du nicht auch, dass nach der Fernsehansprache des Kaisers letzten Montag durchaus etwas Unvorhergesehenes passieren könnte?«

Wilhelm kaute erst einmal in Ruhe weiter bevor er Karin beruhigte: »Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Der Kaiser hat ein wenig mit dem Säbel gerasselt, um die Amerikaner vom Bau ihrer Nuklearanlage abzubringen. Die werden schon klein begeben, und schon ist wieder alles ruhig.«

»Und wenn die Amis nicht klein begeben? Was, wenn sie darauf bestehen, ihre blöden Atomwaffen zu bauen? Wir haben doch schließlich auch welche!« Karin ließ nicht locker.

»Das wäre ja noch schöner!« Diesmal verzichtete Wilhelm vor seinen Worten auf einen weiteren Bissen. »Der Kaiser, die Regierung und die Bürger des Nordischen Bundes können es doch nicht zulassen, dass jeder dahergelaufene Staat Atomwaffen baut! Wo sollte das denn hinführen? Stell dir nur einmal vor, es würde ein Weltkrieg mit Kernwaffen geführt. Das wäre der Untergang der Menschheit.«

»Aber wir haben sie doch zuerst gebaut, diese schrecklichen Bomben ...«

»Weil wir *Kulturbringer* sind, keine *Kulturzerstörer*. Deshalb ließ die Reichswehr Kernwaffen herstellen: zur Abschreckung kulturloser Gesellen wie der Amis oder der Russen, aber nicht, um sie tatsächlich einzusetzen. So etwas wäre gottlos, zumindest der Einsatz gegen die Zivilbevölkerung.« Bei den letzten Worten war Rittmeister von Timmer entgegen seinen Gewohnheiten sogar etwas lauter geworden. Er glaubte fest an den Führungsanspruch des Nordischen Bundes und dass es dessen Aufgabe sei, den Frieden auf der Welt zu bewahren, um Kultur und Fortschritt voranzutreiben.

»Ich kann nur hoffen, dass du damit Recht hast, dass es keinen Krieg gibt. Der letzte war schrecklich genug.« Das Lächeln Karins war verschwunden und einer ernsten Miene gewichen, was ihrer Schönheit jedoch keinen Abbruch tat.

»Mein Gott, der letzte Krieg liegt dreißig Jahre zurück«, entgegnete Wilhelm mit einer Selbstsicherheit in der Stimme, als wären seine Worte Beweis genug dafür, dass ein erneuter Krieg nicht möglich sei. Er empfand das Gespräch mit seiner Frau als ziemlich fruchtlos, denn entgegen seiner Selbstsicherheit wusste er einfach nicht, was die nahe Zukunft bringen würde, ob die Amerikaner einlenkten, oder ob die Luftwaffe ansonsten ihre Nuklearanlagen bombardieren würde und ob dies dann zu einem Krieg führen würde. Deshalb holte er demonstrativ, um das Ende des Gesprächs zu signalisieren, die Tageszeitung vom freien Stuhl am Kopfende des Tisches. Die Schlagzeile des Frankfurter Beobachters, der auch in der Nähe von Amsterdam problemlos erhältlich war, bot einen willkommenen Grund, das Gesprächsthema zu wechseln.

»Deutschland auf dem Weg zum Mond«, zitierte von Timmer die Überschrift des Leitartikels der Morgenausgabe vom 19. März 1949. »Heute machen sich unsere fünf Astronauten auf den Weg, Geschichte zu schreiben«, fügte er hinzu. »Hier siehst du, mein Schatz, wozu Deutschland fähig ist. Mit uns werden sich die Amis mit Sicherheit nicht anlegen.«

Karin ging auf den Themenwechsel ein: »Wirst du den Start auf dem Stützpunkt verfolgen können?«

»Ganz sicher. Ich gehe hundertprozentig davon aus, dass General von Lichtenfeld bereits Fernseher im Casino aufstellen ließ, damit jeder den Start um 11:30 Uhr zeitecht<sup>1</sup> verfolgen kann. Ansonsten gäbe es mit Sicherheit eine Meuterei, die auch von der Kastrup<sup>2</sup> nicht niedergeschlagen werden könnte. Kaum einer von

---

<sup>1</sup> »live«

<sup>2</sup> Kaiserliche Schutztruppe

meinen Kameraden wäre heute nicht gerne an Bord der DONAR IX.«

»Aber Rittmeister Ortjohann hat nun mal das Rennen gemacht – und das sogar, obwohl auch du dich beworben hast.« Karins Stimme quoll über vor gespielter Bestürzung.

»Das hast du vollkommen richtig erkannt«, schloss sich Wilhelm mit der gleichen Ironie im Ton seiner Frau an. »Es ist eigentlich eine Unverschämtheit, dass die nicht mich ausgewählt haben.«

Karin grinste breit, wusste sie doch nur zu gut, dass ihr Mann seinem Freund Erich Ortjohann den Erfolg von Herzen gönnte. Außerdem war sie ganz froh darüber, dass er nicht an Bord der Mondrakete sein würde, denn dann hätte sie nun, so kurz vor dem Start, aus Sorge um ihn keine feste Nahrung mehr zu sich nehmen können.

»Papa, wirst du auch Astronaut?«, fragte der kleine, sechsjährige Anton. In seinen strahlend blauen Augen lag die ganze Bewunderung für den Vater.

»Nein. Papa muss doch mit der ERNST VON HOEPPNER dafür sorgen, dass uns die bösen Menschen nichts tun können.« ERNST VON HOEPPNER war der Name seines Bombers vom Typ Horten B1. Der Nurflügler war mit seinen einhundertvier Metern Spannweite und fünfundsechzig Metern Länge schon eher ein Luftschiff.

Sofort glänzte es noch stärker in den Augen des Kleinen, und Wilhelm kam nicht umhin, die letzten fünfzehn Minuten seines Frühstücks alle möglichen Fragen zu seinen Einsätzen, die ein Kinderhirn sich ausdenken konnte, beantworten zu müssen. Karin lauschte dem Gespräch zwischen Vater und Sohn mit dem Kinn auf eine Hand gestützt und zeigte ihr bezauberndes Lächeln.

Als Wilhelm aufstand und sich seine Lederkleidung anzog, bekam die kleine Anna feuchte Augen. »Du kommst doch bald wieder?«, fragte sie unsicher. »Ich hab dich lieb!«

Der Bomberpilot konnte nicht anders. Er unterbrach das Ankleiden und nahm seine Tochter auf die Arme. Zärtlich drückte er sie, wobei ihm ein Stich durch den Magen fuhr. Wie gerne hätte

er ihr gesagt, dass er bald wieder zurück sein würde – doch er wusste es nicht.

\*

Wilhelm von Timmer hatte sein Motorrad aus der Garage geholt und den Zweizylinderboxer bereits angetreten. Während die BMW R69 warm lief, verabschiedete er sich noch einmal von seinen Kindern und küsste seine Frau. Karin sah ihn wehmütig an. Der Rittmeister spürte deutlich ihre Besorgnis. Dieser Abschied war anders, als wenn er sonst zum Fliegerhorst Schiphol fuhr. Er hoffte nur, ihre weibliche Intuition würde sie trügen.

Fette Tautropfen klebten an den Gräsern entlang der Landstraße, die aus Uithoorn hinausführte. Der Rittmeister fuhr leidenschaftlich gern Motorrad. Doch genießen konnte er diese Fahrt nicht, weil es bis zum Stützpunkt nur zehn Kilometer waren und weil er in Gedanken immer noch bei seiner Familie und der internationalen Krise, die zu eskalieren drohte, war. Er vertrieb seine düsteren Ahnungen und jagte die R69 entgegen den holländischen Verkehrsregeln bis auf Höchstgeschwindigkeit. Wenige Minuten später erreichte er den Flughafen, dessen Westteil in Friedenszeiten dem zivilen Flugverkehr vorbehalten war. Der stark gesicherte Ostteil war zu einem der größten Luftwaffenstützpunkte des nordischen Bundes ausgebaut worden. Hier standen alle modernen Flugzeugtypen bereit, die insbesondere Deutschland aufzubieten hatte – und die waren absolute Weltspitze, was sogar die Engländer zugaben. Vor der rotweiß lackierten Schranke, neben der sich zu beiden Seiten ein fünf Meter hoher, stacheldrahtbewehrter Zaun kilometerweit erstreckte, hielt der Rittmeister an und nahm seine Motorradbrille ab. Sofort kam ein Soldat in grauer Uniform mit dem typisch im Nackenbereich verbreiterten Helm aus dem Pförtnerhäuschen unmittelbar hinter der Schranke. Der Soldat hielt eine Maschinenpistole in den Händen, die er soeben entsicherte. Erst dann öffnete sich die Schranke.

»Hallo Wilhelm, wie geht es Frau und Kindern?«, rief ihm der Uniformierte entgegen.

»Ausgezeichnet, Karl. Und wie sieht's mit Jacqueline aus? Bist du mit dem Luder noch zusammen?« Wilhelm grinste ein breites Grinsen, wie es für Männer, die über »sexuell aktive« Frauen sprachen, nicht ungewöhnlich war.

»Nein. Das Miststück hat mich mit Otto betrogen. Das musst du dir mal vorstellen: ausgerechnet mit dem kleinen, pummeligen Otto.« Karl hatte seine Maschinenpistole längst gesenkt. Ein feindlicher Doppelgänger von Wilhelm von Timmer hätte sicher nicht so genau wie das Original über Karls Liebschaften Bescheid gewusst.

»Und? Hast du Otto eine verplättet und ihn aus dem Stützpunkt gerollt?«, fragte der Bomberpilot.

»Warum sollte ich? Ich kann Otto doch gut verstehen. Jacqueline ist eben ein gei..., äh gutaussehendes Weibsbild. An seiner Stelle hätte ich mir das Schneckchen auch nicht entgehen lassen.«

Die beiden Männer grinnten sich eine weitere Sekunde an, dann kam Karl zur Sache: »Ich weiß, wir kennen uns und ich bin auch hundertprozentig davon überzeugt, dass du es wirklich bist – aber Vorschrift ist Vorschrift. Also zeige mir bitte deinen Truppenausweis.«

»Nur wenn du anschließend salutierst. Ich bin schließlich Offizier und Vorschrift ist nun mal Vorschrift.« Wenn Wilhelm breiter hätte grinsen können, hätte er es ob des dummen Gesichtsausdrucks des Feldwebels getan. Dabei zückte er den Ausweis und überreichte ihn jovial an den immer noch verdutzten Karl Seidlinger. Der blätterte kurz in dem Dokument, stellte dessen Echtheit fest und salutierte dermaßen zackig, als ob der Kaiser persönlich vor ihm stünde.

Der Rittmeister steckte seinen Ausweis wieder ein, schlug seinem guten Bekannten freundschaftlich auf die Schulter und fuhr los, wobei er seine Motorradbrille am Lenkrad baumeln ließ. Nach zwei Minuten erreichte er die Offiziersunterkünfte der Bom-

berbesetzungen. Es handelte sich um ein rot verklinkertes, dreigeschossiges Gebäude mit Flachdach, wie sie zu Dutzenden auf dem Gelände errichtet worden waren. Der Bomberpilot suchte sofort sein Zimmer auf, nahm die dunkelblaue Fliegerkombi aus dem Schrank und tauschte sie gegen seine Motorradbekleidung. Nachdem er sich angekleidet hatte, überprüfte er noch kurz den Sitz der Kombi im großen Wandspiegel seines Zimmers. Dann klemmte er sich den Fliegerhelm mit den darin befindlichen Handschuhen unter den linken Arm und verließ das Zimmer. In zehn Minuten war Einsatzbesprechung im Casino des 5. Geschwaders. Natürlich wollte der Offizier auf keinen Fall zu spät kommen.

Auf seinem Weg bemerkte Wilhelm ungewöhnlich viele der schwarz gekleideten Elitesoldaten der Kastrup. Ein un gutes Gefühl machte sich in von Timmer breit, denn die Anwesenheit dieser Männer deutete darauf hin, dass etwas Besonderes im Busch war. Außerdem mochte er die Kastrup nicht besonders, hatten sie doch im Januar 1918 mehrere zehntausend streikende Arbeiter erschossen. Im Oktober des gleichen Jahres hatten sie mehr als tausend meuternde Matrosen regelrecht hingerichtet. Der Bomberpilot konnte sich keine Situation vorstellen, die ein derart hartes Durchgreifen gerechtfertigt hätte. Diese Einschätzung teilte er mit großen Teilen der Bevölkerung. Deshalb wurde die Kastrup mehr gefürchtet als geliebt, obwohl sie nach 1918 niemals wieder gegen die deutsche Bevölkerung zum Einsatz gekommen war.

Als der Rittmeister das Casino betrat, waren bereits drei Viertel der zweiundsiebzig Mann der 1. Bomberstaffel der 3. Gruppe des 5. Geschwaders anwesend. General von Lichtenfeld stand bereits auf dem Podium und nahm das Erscheinen des Rittmeisters mit einem freundlichen Kopfnicken zur Kenntnis. Der General, fast zwei Meter groß, fünfundfünfzig Jahre alt und mit dem obliquatorischen Monokel im rechten Auge galt als Offizier der alten Schule. Verstöße gegen die Disziplin im Dienst wurden streng von ihm geahndet, doch in der Freizeit war er seinen Männern



ein Kamerad, mit dem man sich schon mal leicht bis in die Morgenstunden von der Wirkung übermäßigen Alkoholgenusses auf den menschlichen Metabolismus überzeugen konnte.

Keine zwei Minuten später, noch drei Minuten vor der anberaumten Einsatzbesprechung, hatte die Mannschaft der 1. Bomberstaffel vollzählig auf den Stühlen vor dem Podium des Casinos Platz genommen.

»Soldaten!« Bereits nach dem ersten Wort machte der General eine Kunstpause. »Der Kaiser und mit ihm das Oberkommando halten die Starrköpfigkeit der amerikanischen Regierung für äußerst bedenklich. Bisher sind keine Anzeichen über irgendwelche diplomatischen Kanäle eingegangen, dass die Amis zum Einlenken bereit wären oder zumindest die Aufnahme ernsthafter Verhandlungen beabsichtigten. Aus diesem Grunde hat Reichsmarschall Brachem beschlossen, unsere 1. Bomberstaffel nach Island zu verlegen. Von dort aus sind es nur noch siebentausend Kilometer bis zu den atomaren Aufbereitungsanlagen der Yankees.« Die Worte »nur noch« wurden vom General besonders betont. Natürlich wusste jeder der anwesenden Männer, dass die Horten B1 vollgetankt eine Einsatzreichweite von zehntausend Kilometern hatte. »Falls sich die Amis also weiterhin so stur verhalten, so werden Sie es sein, meine Herren, die den Oberdemokraten und selbsternannten Freiheitsbringern ein wenig auf die Finger klopfen.«

Hinter den General wurde nun eine Luftaufnahme auf eine weiße Wand projiziert. Rechts unten war ein kleineres Städtchen zu sehen, in einigem Abstand davon links, leicht nach oben versetzt ein Gelände mit mehreren riesigen Hallen, mindestens vier Mal so groß wie das Städtchen.

»Das, meine Herren« – der General hatte einen Teleskopzeiger ausgefahren und deutete damit auf die kleine Stadt –, »ist Rosamond. Dort leben rund zehntausend Menschen ihren Traum vom Land der unbegrenzten Möglichkeiten.« Er lachte kurz und trocken, womit er zweifelsfrei ausdrückte, dass er die Möglich-

keiten Amerikas für überaus begrenzt hielt. »Und das hier sind die Aufbereitungsanlagen.« Von Lichtenfeld umrahmte das riesige Gelände, auf dem die Hallen standen, mit dem Schatten seines Teleskopzeigers. »Der obere Teil ist die etwas ältere Anlage Silverlake I, unmittelbar darunter befindet sich Silverlake II. Wie Sie wissen, gab Letztere den Anlass für das Ultimatum des Kaisers, denn unsere Spezialisten haben berechnet, dass mit ihrer Hilfe innerhalb der nächsten drei Monate genug waffenfähiges Uran<sup>235</sup> hergestellt werden könnte, um eine Atombombe zu bauen.«

Der General ließ seine Worte kurz wirken, bevor er die Männer zu Fragen aufforderte.

»Wann soll der Angriff geflogen werden und mit welchen Waffen sollen wir zuschlagen?«, stellte von Timmer als Staffelkommandant genau die Fragen, die die Männer am meisten interessierten.

»Falls die Amis tatsächlich nicht einlenken, starten Sie übermorgen, am 21.03. um 01:45 Uhr Ortszeit vom Luftwaffenfeld ›Midgard‹ bei Reykjavik auf Island. Sie werden laut Planung nach rund siebenstündigem Flug um 02:00 Uhr Ortszeit über dem Silverlake-Gelände erscheinen. Dort werden Sie vierhundertfünfzig Tonnen Streubomben abwerfen, nachdem Sie Ihre Flughöhe auf zweitausend Meter verringert haben. Die Knallfrösche werden nicht mehr viel von den Supermachträumen der Amis übriglassen. Anschließend steigen Sie wieder auf Reiseflughöhe und nehmen Kurs zurück nach Midgard.«

*Das sind nur wenige Sätze, dachte Rittmeister von Timmer, und es hört sich alles so einfach an. Doch wie viel kann zwischen diesen Sätzen passieren, was die folgenden obsolet macht?*

\*

Um 10:00 Uhr war die Besprechung zu Ende gewesen. General von Lichtenfeld hatte den Abflug der Staffel nach Island auf 14:00 Uhr festgelegt, um jedem Luftwaffensoldaten die Gele-

genheit zu geben, die Startvorbereitungen der DONAR-Mission auf den Fernsehern zu verfolgen, die in jeder Ecke des Casinos aufgestellt worden waren. Wenn die Mondmission vorsichtig ausgedrückt in der Bevölkerung populär war, so löste sie bei den Angehörigen der Luftwaffe natürlich so etwas wie fanatischen Enthusiasmus aus. Diese Begeisterung der Soldaten wurde vom Oberkommando nicht nur geduldet, sondern bewusst gefördert, indem man sogar den Wachsoldaten in ihren Pförtnerhäuschen gestattete, tragbare Fernseher aufzustellen.

Als General von Lichtenfeld die Besprechung beendet hatte, flammten auch sogleich die Übertragungsgeräte auf. Die anwesenden Männer sahen als erstes die fünf Astronauten in ihren klobigigen Raumanzügen mit heruntergeklappten Helmen unter Führung von Rittmeister Erich Ortjohann in einen Aufzug steigen. Überflüssigerweise hatte die Regie »Weltraumbahnhof Bismarck, Rügen« als Bildunterschrift eingeblendet. Mehr als neunzig Prozent der Bevölkerung des nordischen Bundes hatten die bisherigen Weltraummissionen wie die erst kürzlich erfolgte Mondumkreisung am Fernsehen verfolgt und wusste, dass die Raketen von einem einhundert Quadratkilometer großen Gelände auf der Insel Rügen gestartet wurden.

Wenige Sekunden später stiegen die Astronauten in rund einhundert Metern Höhe aus, um über einen schmalen, durch ein Geländer gesicherten Steg die Spitze der MARS-VI-Rakete zu betreten, die die DONAR-Mission mit ihren drei Stufen zum Mond bringen sollte. Der Name der Rakete wies auf das eigentliche Ziel der deutschen Weltraumfahrt hin: den roten Planeten – der Mond war nur ein Zwischenziel.

Nachdem die Astronauten die Rakete betreten hatten, wechselte das Bild zum Raumkontrollzentrum Hamburg. Professor Werner von Braun trat vor die Kameras und beantwortete geduldig die Fragen eines Reporters des ersten Kaiserlichen Fernsehens.

In den nächsten eineinhalb Stunden wurden die Zuschauer über alle möglichen Details der Mission unterrichtet, ein Interview

löste das andere ab, immer wieder unterbrochen durch animierte Filmchen, die den geplanten Verlauf der Mission zeigten.

Um 11:30 Uhr war es schließlich soweit. Die MARS-Rakete, die von einem einhundertfünfzig Meter hohen Gerüst gehalten wurde, erschien auf den Bildschirmen. Aufgenommen wurde die Szene von einer Kamera aus wenigen hundert Metern Entfernung.

Dem Zeitgeist entsprechend zählte die metallische Stimme eines Rechners, auf dessen Entwicklung die Wissenschaftler des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kybernetik besonders stolz waren, die letzten dreißig Sekunden bis zum Start herunter. Bei »Zehn« quollen Feuer und weißer Rauch aus den Triebwerken der untersten Stufe. Bei »Null« drohte die Welt unterzugehen. Eine Feuerwalze schoss auf die Kamera zu. Doch der betrachtete Ausschnitt wurde stufenlos vergrößert, so dass es so aussah, als würde die Kamera vor der Feuerwalze zurückweichen. Dann blendete das Bild um auf eine Ansicht von seitlich oben. Einige hundert Millionen Fernsehzuschauer sahen die Rakete langsam abheben, wobei das Gerüst mit seinen Halterungen zur Seite fiel. Dann, immer schneller werdend, stieg die Mondrakete dem Weltraum entgegen.

Bereits nach zweieinhalb Minuten wurde die erste Stufe abgesprengt. Nachdem die zweite Stufe erfolgreich gezündet worden war, hielt es niemanden mehr auf den Sitzen des Casinos des 5. Geschwaders. Die zweiundsiebzig Männer der 1. Staffel sprangen auf und lagen sich in den Armen. Das erste kritische Manöver nach dem Start war geglückt. Sechs Minuten später brannte die zweite Stufe aus. Die DONAR-Mission hatte eine Höhe von fast einhundertneunzig Kilometern und eine Geschwindigkeit von knapp fünfundzwanzigtausend Kilometern pro Stunde erreicht. Auch die Zündung der dritten Stufe verlief erfolgreich. Mit ihrem Schub wurde die Erdumkreisung eingeleitet, aus der heraus schließlich Kurs auf den Mond genommen werden sollte. Bis dahin würden allerdings noch ein paar Stunden vergehen.

Um 13:15 Uhr begann sich das Casino zu leeren. Eine halbe Stunde vor dem Start seiner Staffel betrat Rittmeister Wilhelm von Timmer die riesigen Hangars, die die neun Horten B1 beherbergten. Überall rannte Wartungspersonal zwischen den imposanten, riesigen Flugzeugen umher, um die Bewaffnung und Betankung dieser größten und modernsten Bomber der Welt abzuschließen. Die B1 waren schwarz, was auf ihre Kohlenstoffbeschichtung zurückzuführen war, die sie für Mikroortung<sup>3</sup> praktisch unsichtbar machte. An der Ober- und Unterseite der Nurfüglter waren zwei schwarze Tatzenkreuze vor einem weißen Kreis als Erkennungszeichen der Luftwaffe angebracht.

Neun dieser prachtvollen Maschinen bildeten von Timmers Staffel. Der Rittmeister lief auf direktem Wege zu »seiner« ERNST VON HOEPPNER. An der Unterseite, kurz hinter dem Bugrad, reichte eine Leiter bis auf den Boden des Hangars. Um die hatten sich die anderen sieben Besatzungsmitglieder des Superbombers schon versammelt. Als sie ihren Kommandanten kommen sahen, stellten sie sich in eine Reihe und salutierten, nachdem er die Gruppe erreicht hatte.

»Rühren!«, befahl von Timmer und setzte danach sein typisches Grinsen auf. Nun begrüßte er die Kameraden persönlich per Handschlag. »Dann wollen wir mal!«, forderte er die Männer auf und bestieg als Erster die Leiter. Oben angekommen nahm er den direkten Weg zu seinem Platz in der Pilotenkanzel. Der Rittmeister wusste, dass auch die anderen sieben Männer sofort ihre Plätze aufsuchen würden.

Wilhelm setzte seinen Helm und seine Sauerstoffmaske auf. Anschließend verband er den Helm über ein Kabel mit den Armaturen. Neben ihm nahm Kopilot Leutnant Robert Meier Platz, ein etwas untersetzter, hellblonder, immer gut gelaunter Typ, was seine Lachfältchen um Mund und Augen sofort verrieten.

---

<sup>3</sup> Mikroortung ist die Kurzform von Mikrowellenortung, gleichbedeutend mit dem englischen Begriff »Radar«.

Eine Minute später sollten alle Besatzungsmitglieder auf ihren Plätzen sein. Der Staffelführer legte einen Schalter um, der das Mikrofon seiner Atemmaske auf Rundruf schaltete. »Bombenschütze?«, verlangte er Klarmeldung.

»Bombenschütze Feldweibel Peter Sauter einsatzbereit!«

»Raketenschütze?«

»Raketenschütze Feldweibel Philip Frohnlinde einsatzbereit!«

»Bordschützen?«

Es folgten die Klarmeldungen der vier Feldweibel Michael Herenstett, Ralf Debuli, Jörg Sommer und Norbert Kluge, die je eine doppelläufige Zweizentimeter-Maschinenkanone bedienten, wobei zwei der Geschütztürme an der Oberseite des Nurflüglers, zwei weitere an der Unterseite angebracht waren.

»B1 A ERNST VON HOEPPNER einsatzbereit«, meldete der Rittmeister der Staffelkoordinationszentrale, die in einem der fünf Überwachungstürme das Flugfeld überblickte.

Ein leichter Ruck ging durch die Horten, als das Flugzeug von einem Spezialfahrzeug am Bugrad aus dem Hangar gezogen wurde. Natürlich hätte der Bomber auch aus eigener Kraft ins Freie fahren können, das Anlassen der sechs Düsentriebwerke des Typs Jumo G16 hätte den Hangar jedoch in seinen Grundfesten erschüttert.

Nachdem sich das Spezialfahrzeug wieder ausgeklinkt hatte, ließ von Timmer die Triebwerke an. Ein leichtes Zittern ging durch die Horten, das schnell zu einem feinen Vibrieren wurde. Das Pfeifen des Triebwerksgeräusches nahm die Mannschaft unter ihren Helmen kaum wahr. Nach einer fünfminütigen Warmlaufphase schob Wilhelm den Fahrhebel leicht nach vorne. Sofort schwoll das Pfeifen stark an, so dass es auch von der Besatzung deutlich wahrgenommen wurde. Langsam setzte sich der Gigant in Richtung der Startbahn, die in wenigen hundert Metern parallel zu den Hangars gebaut worden war, in Bewegung.

Im Abstand von jeweils zweihundert Metern folgten die anderen acht B1 der Staffel ihrem Anführer.

Die ERNST VON HOEPPNER erreichte die Startbahn, bog rechtwinklig ab und nahm so ihre Startposition ein. Bereits zehn Sekunden später hörten alle zweiundsiebzig Männer der 1. Bomberstaffel die Durchsage der Koordinationszentrale: »Freigabe Kettenstart.«

Beim Kettenstart schob der nachfolgende Pilot, der sich in Startposition begeben hatte, den Fahrhebel erst dann nach vorne, wenn das Fahrwerk des vor ihm startenden Bombers die Rollbahn nicht mehr berührte.

Als Wilhelm von Timmer den Fahrhebel ganz nach vorne schob, heulten die Jumo-Triebwerke infernalisches auf. Ein hinter dem Bomber stehender Jäger wäre durch den sechsfachen Abgasstrahl mehrere hundert Meter wegkatapultiert worden. Dann nahm die B1 immer stärker beschleunigend Fahrt auf. Kleine Unebenheiten in der Rollbahn bewirkten ein sanftes Wippen, bis der Nurflügler sich wenige Sekunden später in die Luft erhob. Das war der Moment, als einen Kilometer hinter der ERNST VON HOEPPNER der nächste B1-Pilot den Fahrhebel ganz nach vorne schob. Zwei Minuten später waren alle neun Horten in der Luft. Die Maschinen nahmen Keilformation mit der ERNST VON HOEPPNER an der Spitze ein und schwenkten nach Norden ab. In nur zweitausend Metern Höhe überflogen die imposanten Riesen Amsterdam – ein Schauspiel, an das sich die Menschen wohl niemals gewöhnen würden. Tausende Finger zeigten nach oben in den Himmel, wo sich die dreieckigen, schwarzen Silhouetten der Bomber deutlich gegen den blauen Himmel abhoben. Majestätisch, aber mit infernalischem Lärm, machten sie sich auf den Weg zum Stützpunkt Midgard, der nach einem Begriff aus der germanischen Mythologie benannt worden war. Und die Piloten waren bereit, ein Inferno zu entfachen, das der germanischen Götter würdig gewesen wäre.

\*

Die neun B1 waren nicht auf direkten Kurs nach Island gegangen, um den britischen Luftraum nicht zu verletzen, obwohl das den Engländern wohl kaum aufgefallen wäre. Die Tarnkappenbomber hielten sich zunächst nördlich und überflogen das Meer zwischen den Britischen Inseln Orkney und Shetland. Erst über dem offenen Nordatlantik schwenkten die Maschinen nach Nordwesten ab und nahmen Kurs auf Island.

\*

Von Timmer setzte seine Maschine als letzter butterweich auf die Rollbahn von Midgard. Gemächlich ließ er die B1 ausrollen und steuerte sie den acht weiteren »Adlern« seiner Staffel hinterher in Richtung der Hangars.

»Schwarmführer an Adler«, nahm er Kontakt mit den Piloten seiner Staffel auf, um sich nach möglichen Komplikationen bei der Landung zu informieren. Häufig traten dabei wegen des hohen Gewichts der Horten Schäden an den Reifen des hinteren Hauptfahrwerks auf. Der Luftdruck der Reifen wurde den Piloten von Instrumenten in der Kanzel angezeigt. »Bitte um Datenkontrolle.«

In einer fest vorgegebenen Reihenfolge berichteten die acht Piloten die Anzeige des Reifenluftdrucks, die verbrauchte Kraftstoffmenge und weitere Dinge, die Aufschluss über mögliche Fehlfunktionen gaben. Es schien jedoch keinerlei Probleme gegeben zu haben. Zufrieden lehnte sich von Timmer in seinen Pilotensitz zurück.

Als die Flugzeuggiganten in die Hangars hineinfuhren, wurde der Rittmeister auf die vielen Schwarzuniformierten aufmerksam. War ihre Zahl in Schiphol schon ungewöhnlich hoch gewesen, so konnte man hier in Midgard eher von einer Invasion der Kastrup reden.

Nachdem die ERNST VON HOEPFNER die Parkposition im Hangar erreicht hatte, erhob sich von Timmer zusammen mit seinem Kopiloten Meier. Der Rittmeister öffnete die Tür der Pilotenkan-



zel und betrat den Mittelgang der B1, der ihn direkt zur Ausstiegsluke führte. Grinsend stellte er fest, dass die anderen sechs Kameraden sich bereits um die Luke versammelt hatten, mit dem Ausstieg jedoch auf ihn warteten. Also öffnete Wilhelm die Luke und stieg als Erster die Leiter hinab, ganz so, wie es in der Luftwaffe Brauch war.

Am Boden angekommen erwartete den Staffelführer eine Überraschung. Vor ihm baute sich ein hochgewachsener, breitschultriger Schwarzuniformierter auf und grüßte lässig. Der übliche schwarze Helm fehlte.

»Leutnant Rohwedder, Kastrup Sondereinheit Personenschutz. Abkommandiert zu Ihren Diensten. Darf ich Ihnen und Ihrer Mannschaft die Unterkünfte zeigen?«

Die Schärfe in der Stimme und das akzentfreie Hochdeutsch des Leutnants beeindruckten den Rittmeister. Er hatte noch keinen näheren Kontakt zu Kastrup-Männern gehabt und hielt sie eher für brutale Schläger als für disziplinierte Soldaten. Also grüßte von Timmer ebenso lässig und entgegnete mit leicht abweisendem Unterton: »Gerne. Aber wie kommen wir zu der Ehre einer persönlichen Betreuung?«

»Ich habe meine Befehle. General Uhlendorff wird Sie sicher über die Hintergründe aufklären. Bitte folgen Sie mir, ein BW<sup>4</sup>-Transporter steht für uns bereit.« Rohwedder deutete auf einen Kleinlaster in Tarnfarben, dessen Pritsche von einem ebenfalls tarnfarbenen Stoff überspannt wurde. Acht weitere dieser Pritschenwagen standen in einer Reihe hinter dem des Leutnants. Offensichtlich kamen auch die anderen Bomberbesatzungen in den Genuss einer persönlichen Betreuung.

Der Leutnant nahm auf dem Fahrersitz Platz, bat den Staffelführer auf den Beifahrersitz und bedeutete der übrigen Bomberbesatzung in einer sehr freundlichen Art, auf die Pritsche zu steigen und sich auf die gepolsterten Bänke zu setzen.

---

<sup>4</sup> Bürger-Wagen, größter deutscher Automobilhersteller

Während der Fahrt ließ Wilhelm die Eindrücke auf sich wirken. Auf der linken Seite reihten sich die riesigen Hangars, auf der rechten die weiten Rollfelder mit der dahinter liegenden kargen, steinigen isländischen Landschaft. Als die Reihe der Hangars zu Ende war, bog der Kastrup-Soldat nach links ab. Nach dreihundert Metern wuchsen die ersten typischen Kasernenbauten aus dem Boden, ganz ähnlich den rot verklinkerten Flachbauten in Schiphol. Vor einem der unzähligen Gebäude hielt der Kleintransporter an. Der Leutnant nannte die Zimmernummern der einzelnen Männer und bat sie, in einer Stunde wieder am Eingang zu erscheinen. Dann wollte er sie zu General Uhlendorff bringen.

\*

Vor dem Hauptquartier des Generals standen bereits acht Pritschenwagen. Offensichtlich waren die anderen Besatzungen der Staffel bereits eingetroffen. Leutnant Rohwedder führte die acht Männer in einen großen Konferenzraum des Midgard-Hauptquartiers, der eher der Aula einer Schule glich. Hier hätten fünfhundert Mann bequem Platz nehmen können. Entsprechend verloren kamen sich die zweiundsiebzig Flieger vor.

General Uhlendorff betrat die Bühne und wurde von einem Scheinwerfer angestrahlt, als ob es um die Aufführung eines Theaterstückes ging. Dieser Eindruck verstärkte sich nach den ersten Sätzen des Generals. Die Männer hatten nun erwartet, entweder den Einsatzbefehl zu bekommen oder zu erfahren, dass die Amerikaner eingelenkt hätten und sie somit wieder nach Hause konnten. Stattdessen erzählte der stattliche General mit dem gepflegten Vollbart in seiner dunkelblauen Uniform nur das, was die Soldaten längst wussten: Die amerikanischen Nuklearanlagen sollten bombardiert werden, wenn die Amerikaner nicht einlenkten. Letzteres sei bis jetzt noch nicht geschehen, also wartete das Oberkommando ab.

Offensichtlich las der erfahrene Uhlendorff die Enttäuschung in

den Gesichtern der Bomberbesatzungen. Deshalb beendete er seinen Vortrag mit den Worten: »Natürlich ist mir bewusst, dass die Ungewissheit an Ihnen nagt. Ich kann Ihnen versichern, dass es mir ähnlich ergeht. Doch ein überstürztes Handeln wäre zum jetzigen Zeitpunkt ein schwerer Fehler. Daher handeln der Kaiser und das Oberkommando genau richtig, indem sie erst einmal bis zum Ende des Ultimatums abwarten. Wie Sie alle wissen, ist dies am morgigen Sonntag um 24:00 Uhr amerikanischer Ostküstenzeit der Fall. Das entspricht 04:00 Uhr morgens isländischer Zeit. Doch falls die Amis nicht bis um Mitternacht unserer Zeit nachgegeben haben, werden Sie zum Zeitpunkt des Ablaufs des Ultimatums bereits in der Luft sein und gegebenenfalls zurückgerufen.«

»Warum wurden uns Männer von der Kastrup für unseren Aufenthalt in Midgard zugeteilt?«, rief der Rittmeister, als sich der General schon zum Verlassen der Bühne anschickte.

»Nun – Ihre Bewegungsfreiheit wird hier auf Island in keiner Weise eingeschränkt. Auf dem Stützpunkt sollen Ihnen die Kastrup-Männer bei der Orientierung dienen und Sie, falls Sie den Stützpunkt verlassen, vor möglichen Anschlägen amerikanischer oder britischer Agenten schützen. Natürlich können sich die Amis denken, dass wir, wenn wir etwas gegen ihre Nuklearanlagen unternehmen, es von Island aus tun werden. Deshalb werden sie ein besonderes Auge auf unsere Aktivitäten hier haben. Eine Gelegenheit, Bomberbesatzungen des Nordischen Bundes in irgendetwas zu verwickeln, sobald sie sich in der Öffentlichkeit zeigen, werden die sich sicherlich nicht entgehen lassen. Sonst noch Fragen?« Als keine mehr gestellt wurden, verließ der General endgültig die Bühne.

Trotz der offenen Worte Uhlendorffs verließen die Flieger enttäuscht den Konferenzraum. Draußen warteten bereits die neun Kindermädchen, wie die Elitesoldaten der Kastrup mittlerweile von den Bomberbesatzungen genannt wurden, mit ihren Pritschenwagen.

Der Staffelführer hatte alle Männer aufgefordert, ihn bei einem Besuch von Reykjavik zu begleiten. Doch fast alle Flieger wollten die weitere Berichterstattung über die DONAR-Mission im Fernsehen verfolgen. Von Timmer hatte daran kein besonderes Interesse, weil sich die Mission bereits auf dem Weg zum Mond befand. Alles hatte bisher reibungslos funktioniert, also waren besondere Neuigkeiten auf dem antriebslosen Gleitflug durch das All nicht zu erwarten. Trotzdem begleiteten ihn lediglich sein Kopilot Robert Meier und Bombenschütze Peter Sauter. Leutnant Rohwedder schloss sich ihnen natürlich an und bot seine Dienste als Chauffeur.

Wilhelm war trotz der disziplinierten, höflichen Art des Elitesoldaten skeptisch. Zu tief saß in ihm die Abneigung gegen die seit dem Januar 1918 als brutal verschriene Kastrup.

Zunächst ließen sich die drei Flieger durch Reykjavik kutschieren. Bereitwillig erläuterte Rohwedder die Sehenswürdigkeiten. Er war immerhin schon seit einem halben Jahr auf Island stationiert, also kannte er sich aus.

Die Hauptstadt Islands machte auf die an Städte wie Berlin oder Amsterdam gewöhnten Männer einen provinziellen, aber sympathischen Eindruck. Die meist dreieinhalbgeschossigen Häuser des Zentrums waren hauptsächlich in Weiß-, aber auch in Rot- und Blautönen gestrichen, wodurch die Stadt farbenfroh und jung wirkte.

»Sehen Sie da vorne die Kneipe?«, machte der Rittmeister den Schwarzuniformierten auf ein älteres, weinrot gestrichenes Gebäude aufmerksam. An der Front des Gebäudes leuchtete die Reklame einer bekannten deutschen Biermarke. »Lassen Sie uns dort ein Wasser trinken. Ich würde gerne einmal ein paar waschechte Isländer kennen lernen.« Dabei dachte der Staffelführer belustigt: *deutsches Bier – ein weiteres bedeutendes deutsches Kulturgut neben dem Brötchen.*

»Sehr gerne«, entgegnete Rohwedder und parkte den Kleintransporter unmittelbar vor dem Gebäude.

»Jetzt ein schönes kühles Bier«, meinte Robert Meier fröhlich, wobei er in gespielt ernstem Tonfall hinzufügte: »Aber im Angesicht unseres bevorstehenden heldenhaften Einsatzes bestimmt keine so gute Idee.« Danach setzte er wieder sein gewohnt fröhliches Grinsen auf.

Peter Sauter, ein grobschlächtiger Hüne mit dunkelblonden Haaren und einer Größe von etwas mehr als zwei Metern konnte sich nicht verkneifen hinzuzufügen: »Ja, ja, von deinen Heldentaten wird man sich noch in Generationen erzählen.«

Rohwedder lachte schallend, was ihn in von Timmers Augen durchaus sympathisch erscheinen ließ. »Na, dann schauen wir doch mal ein paar Isländern beim Biertrinken zu.«

Als die vier Soldaten die Kneipe betraten, richteten sich rund zwanzig Augenpaare auf sie. Es handelte sich offensichtlich um ein Lokal, das nur von Einheimischen aufgesucht wurde. Die Männer trugen die landestypischen karierten Hemden und beige Hosen. Einige steckten auch in den bei Amerikanern so beliebten »Jeans«.

Wilhelm bestellte vier Glas Mineralwasser. Es dauerte nicht lange, bis sie mit den ersten Isländern ins Gespräch kamen.

»Seid ihr von der Luftwaffe?«, wollte ein älterer Mann mit grauen Schläfen und ungepflegtem Stoppelbart wissen. Seine Stimme klang freundlich und interessiert.

»Ja, wir fliegen die neuen Horten-B1-Bomber«, gab der Rittmeister bereitwillig Auskunft.

»Ist ja der Wahnsinn«, meinte ein jüngerer Isländer mit hellblonden Haaren und einem vernarbten Gesicht. »Ich habe mich schon immer gefragt, wie sich solche Riesenvögel überhaupt in der Luft halten können.«

Im Nu hatte sich eine Traube um die Soldaten gebildet. Die Flieger gaben bereitwillig Auskunft zu den vielfältigen Fragen der Einheimischen. Es war eine gelöste Atmosphäre und Wilhelm

bedauerte, kein Bier mit den bodenständigen Männern trinken zu können.

»Was bist du eigentlich für ein Vogel?«, wollte ein Zweimeterhüne freundlich lächelnd von Rohwedder wissen. Er nahm offensichtlich Bezug zu der schwarzen Uniform des Leutnants und blickte direkt in die Augen des Angesprochenen. »Etwa einer von diesen unbesiegbaren Elitesoldaten?«

Der Tonfall, in dem der Mann das Wort »unbesiegbar« vorgebracht hatte, ließ keinerlei Ironie erkennen. Offensichtlich waren die Ressentiments der Isländer gegenüber der Kastrop erheblich geringer als die der deutschen Bevölkerung.

*Die haben ja auch nicht das Massaker der Bande an den eigenen Bürgern miterlebt, sondern nur die irrwitzigen Kommandounternehmen dieser Männer bei der Eroberung der ehemals britischen Kolonien,* dachte von Timmer mit gemischten Gefühlen. Doch er musste vor sich selbst zugeben, dass ihm Rohwedder durchaus sympathisch war.

»Na ja, ob wir unbesiegbar sind, muss sich erst noch herausstellen. Ein paar demoralisierte Engländer aus Afrika zu verjagen ist eine Sache, der Sieg gegen einen überlegenen Feind eine andere«, gab der Elitesoldat bescheiden zurück.

In diesem Moment flog die Tür auf, und zehn weitere Isländer betraten das Lokal. Offensichtlich waren sie leicht angetrunken, denn sie grölten recht laut. Seitlich der Traube um die Soldaten stellten sie sich an der Theke auf und bestellten Bier. Einer der Männer bahnte sich einen Weg durch die Ansammlung und baute sich direkt vor dem Rittmeister auf.

»He, Krautfresser! Extra den weiten Weg gemacht, um hier den dicken Wilhelm zu markieren?« Natürlich konnte der Mann nicht wissen, dass der »Wilhelm« in der Redensart identisch mit dem tatsächlichen Vornamen des Rittmeisters war.

Von Timmer beachtete den Mann überhaupt nicht und unterhielt sich seelenruhig mit einem der Isländer über die Flugeigenschaften der B1. Doch der Angetrunkene gab nicht auf. Er stieß

den Staffelführer gegen die Schulter und setzte etwas lauter als zuvor nach: »Ich hab dich was gefragt! Antworte gefälligst!«

Immer noch reagierte Wilhelm nicht. Er unterhielt sich weiter mit dem Isländer, dem das Verhalten seines Landsmannes offensichtlich peinlich war, wie man an seinem betroffenen Gesichtsausdruck unschwer ablesen konnte. Der Rittmeister konzentrierte sich jedoch auf das verschwommene Bild des Rüpels, das ihm sein rechter Augenwinkel lieferte. Als von Timmer nicht auf die Provokationen reagierte, holte der Raufbold zum Schlag aus. Doch im gleichen Moment krachte ihm die Faust des Staffelführers ansatzlos geschlagen mitten ins Gesicht. Der Getroffene taumelte nach hinten, riss ein paar der Isländer zur Seite und fiel auf den Rücken. Sofort strömten seine Kameraden durch die entstandene Lücke in der Mensentraube. Messer blitzten in den Händen der vermeintlichen Trunkenbolde auf, deren verzerrte Grimassen und behände Bewegungen plötzlich sehr nüchtern wirkten. Dann ging alles sehr schnell. Der Rittmeister sah etwas Schwarzes an sich vorbeischießen und zwischen die Streitsüchtigen einschlagen. Rohwedders Arme wirbelten, und schon lagen drei der Angreifer am Boden. Wilhelm hatte überhaupt nicht richtig mitbekommen, wie der Leutnant das so schnell geschafft hatte. Ein Tritt des Elitesoldaten beförderte einen weiteren Angreifer über einen der Tische auf die dahinter stehende Bank. Dann griffen der Rittmeister, Sauter und Meier in den Kampf ein. Die Isländer, mit denen sie sich so nett unterhalten hatten, schlossen sich den Deutschen an und verprügelten ihre randalierenden Landsleute nach allen Regeln der Kunst. Wenige Sekunden später lagen die Störenfriede entweder stöhnend oder regungslos am Boden. Bis auf ein paar harmlose Schnittwunden war niemand der ursprünglichen Kneipenbesucher ernsthaft verletzt worden.

»Bitte rufen Sie die Feldjäger«, forderte der Rittmeister den Wirt auf.

»Wäre dafür nicht eher die zivile Polizei zuständig?«, fragte der Angesprochene.

»Die Männer verhielten sich auffällig aggressiv, ohne provoziert worden zu sein. Ich würde gerne untersuchen lassen, ob dahinter nicht mehr steckt als übermäßiger Alkoholgenuss.« Von Timmer musste selbst über seine betont gewählte Ausdrucksweise lächeln. »Ich verspreche Ihnen, dass die Männer sofort wieder freigelassen werden, wenn sich herausstellt, dass es sich tatsächlich um Ihre Landsleute handelt und dass sie nur ein wenig über den Durst getrunken haben. In dem Fall bin ich keineswegs nachtragend.« Nachdem der Wirt zugestimmt hatte, bestellte Wilhelm eine Runde Bier für seine isländischen Helfer, seine drei Kameraden und sich selbst. Ein einziges Bier war der Situation sicher angemessen und vertretbar.

»Reife Leistung!«, wandte er sich an Rohwedder. »Ich habe noch nie jemanden so schnell vier Gegner ins Land der Träume schicken sehen.«

»Man tut, was man kann«, entgegnete der Kastrup-Mann und grinste breit. Seine tiefblauen Augen zwinkerten vergnügt. »Ich heiße übrigens Hans.« Dabei reichte er dem Rittmeister die Hand.

»Wilhelm«, entgegnete der Staffelführer nur und ergriff die dargebotene Hand. Von Timmer war nach wie vor skeptisch. Für ihn waren die Männer der Kastrup bisher gewissenlose Schlächter gewesen, umso mehr verwirrte ihn die sympathische, kameradschaftliche Art des Leutnants. Doch eine innere Stimme warnte den B1-Piloten, dass Rohwedder jeden in diesem Raum sofort erschießen würde, wenn es im Interesse der Kastrup war.

*Vielleicht trägt mich meine Intuition, dachte der Rittmeister, also trinken wir erst einmal ein Bier mit unseren neuen isländischen Freunden.*

Die vier Deutschen erhoben ihre Biergläser. »Auf Island!«, stimmte Wilhelm an.

»Auf Island!«, wiederholten seine drei Kameraden.

»Auf Deutschland!«, stimmten die Isländer ein.

\*



Die nach oben gezwirbelten Haare seines Oberlippenbartes zitterten leicht, als Kaiser Friedrich IV. die Note der amerikanischen Regierung las, die soeben von einer Ordonnanz in den Sitzungssaal des Oberkommandos gebracht worden war. Der in eine dunkelblaue Uniform mit rotem Kragen gekleidete, ebenso große wie kräftige Herrscher mit den nordisch-offenen, ebenmäßigen Gesichtszügen beugte sich ein wenig vor, als ob er dadurch der Note weitere Informationen entlocken könnte. Mit der Linken strich er über die rechte der beiden Reihen silberner Knöpfe seines Leibrocks, während er zwischen Daumen und Zeigefinger der anderen Hand das schicksalhafte Papier hielt. Die zwei anwesenden Reichsmarschälle Rudolph Brachem, verantwortlich für die Luftwaffe, Anton von Grefe, Landstreitkräfte, und Großadmiral Theodor Honnerlage versuchten aus dem Gesichtsausdruck des Kaisers etwas über den Inhalt der Note abzulesen.

Der Kaiser ließ seinen rechten Handrücken auf die Platte des Besprechungstisches fallen, wobei er das Papier immer noch festhielt und sich in seinen Stuhl zurücklehnte. Wortlos reichte er die Note an Brachem weiter. Der hochgewachsene Reichsmarschall mit dem vernarbten Gesicht und den grauen Schläfen überflog sie kurz und zitierte die wichtigsten Stellen:

»... nehmen wir uns das gleiche Recht heraus, das sich auch der Nordische Bund bei der Erforschung der Kernenergie herausgenommen hat ... wobei wir keinesfalls den Bau von Kernwaffen beabsichtigen ... müssen wir die Forderungen des Kaisers als gegen jegliche Rechts- und Gerechtigkeitsgrundsätze verstoßend ablehnen.« Der Oberkommandierende der Luftwaffe machte eine kurze Pause, bevor es aus ihm herausplatzte: »So ein Unsinn! Mit dem Ende des Weltkrieges in Europa haben die Amerikaner rechtswidrig Grönland besetzt, in Südamerika Militärregierungen installiert und um ein Haar Japan in einen Krieg gedrängt. Die wollen Kernwaffen bauen, damit wir ihnen bei ihren zukünftigen Versuchen, der Welt »Freiheit und Demokratie« zu bringen, nicht mehr auf die Finger hauen können.«

Zustimmendes Gemurmel der übrigen Militärs war die Reaktion auf Brachems Worte.

»Dann bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als diesen selbsternannten Hütern der Freiheit eine Lehre zu erteilen. Brachem, geben Sie Rittmeister von Timmer den Startbefehl. Er soll seine Bomben einige Stunden nach Verstreichen unseres Ultimatums über den amerikanischen Nuklearanlagen abwerfen.« Der Kaiser war aufgestanden und blickte entschlossen in die Runde.

»Mit Verlaub, Majestät«, mischte sich von Grefe ein. Seine markanten Gesichtszüge, hervorgehoben von dem strengen Seitenscheitel und den an den Seiten und am Hinterkopf militärisch kurz rasierten Haaren, nahmen einen sehr ernsten Ausdruck an. »Diese Lehre, die wir zu erteilen gedenken, könnte der Auslöser eines Weltkriegs sein. Der Schwerpunkt der Staatsausgaben lag im vergangenen Jahrzehnt auf der Forschung und unserem Weltraumprogramm, nicht auf der Herstellung von Kriegsgerät. Sollte es zu einer gleichzeitigen Auseinandersetzung mit England, Amerika und Russland kommen, könnten wir von unseren Feinden erdrückt werden.«

Der Kaiser, Freund einer offenen Diskussionskultur im Oberkommando, hatte den Reichsmarschall mit unbewegter Miene aussprechen lassen. Dann entgegnete er mit einer Gelassenheit, als ob es um die Neugestaltung des Schlossgartens der kaiserlichen Residenz im Berliner Stadtzentrum ginge: »Wir planen nichts weiter als eine Strafaktion gegen die USA. Sobald diese abgeschlossen ist und die Amerikaner auf viele Jahre hinaus keine Nuklearwaffen herstellen können, werden wir keine weiteren Feindseligkeiten folgen lassen. Die von Ihnen genannten Mächte, mein lieber von Grefe, werden sich jedoch hüten, uns anzugreifen. Immerhin können wir uns als Einzige mit Atomwaffen verteidigen.«

»Das wäre wahrscheinlich auch unsere einzige Chance«, pflichtete Großadmiral Honnerlage den Worten von Grefes bei, »denn den Flotten der USA, Russlands und des Empires sind wir quantitativ hoffnungslos unterlegen.«

»Um auch mal etwas Optimistisches verlauten zu lassen«, stärkte Reichsmarschall Brachem die Position des Kaisers, »die qualitative Überlegenheit unserer Luftwaffe würde selbst in einem konventionell geführten Krieg schnell zur Luftüberlegenheit führen, was einen gewaltigen Vorteil für unsere Streitkräfte im Felde und auf dem Meer bedeuten würde.«

»Ich bin auf jeden Fall der Meinung, dass wir Maßnahmen vorbereiten sollten, unsere Industrieproduktion auf Rüstung umzustellen«, vertrat von Grefe seinen Standpunkt. »Der Nordische Bund kann mehr Industriekapazität aufbieten als Amerikaner, Engländer und Russen zusammen. Innerhalb von drei Monaten könnten wir im Ernstfall einen höheren Ausstoß an Waffen realisieren als all unsere potenziellen Feinde gemeinsam.«

»Sie haben Recht!« Der Kaiser war nun hinter dem Besprechungstisch hervorgetreten und stand in der Mitte des Raumes. Sein Kopf war nachdenklich vornüber gebeugt, und den linken Arm hatte er hinter dem Rücken verschränkt. Wer den Kaiser kannte, wusste, dass diese Haltung bei ihm höchste Konzentration bedeutete. Dann richtete er sich wieder ganz auf und schritt energisch zur Tür des Planungsraums. Er öffnete die Tür und rief: »Ordonnanz! Bitten Sie Rüstungsminister von Bülow zu mir!« Nachdem er die Türe wieder geschlossen hatte, wandte er sich an seine höchsten Militärs: »Seien Sie versichert, meine Herren, die Ausarbeitung der Pläne zur Umstellung der Industrie auf Rüstungsproduktion werde ich noch heute in Auftrag geben. Falls unsere Feinde auf unsere Aktion mit Mobilmachung reagieren, lasse ich die Pläne sofort in die Tat umsetzen. So – und nun, Reichsmarschall Brachem, bitte ich Sie, Rittmeister von Timmer den Startbefehl zu erteilen.«

Von Grefe nickte befriedigt, und auch in den Gesichtern der anderen zeigte sich Erleichterung. Die Marschälle hielten es für fahrlässig, sich alleine auf die nukleare Bewaffnung des Reiches zu verlassen. Sie konnten noch nicht ahnen, wie begründet ihre Sorge war ...